

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 71=91 (1925)

Heft: 1

Artikel: Feldpredigt : 5. Oktober 1924 bei Erlinsbach

Autor: Epprecht

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-4427>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Feldpredigt.

5. Oktober 1924 bei Erlinsbach.

Von Hauptmann *Epprecht*, Feldprediger I.-R. 24, Zürich.

Psalm 20, 6—8.

„Im Namen Gottes wollen wir die Fahne erheben. Die einen verlassen sich auf Rosse, die anderen auf Wagen; wir aber wollen preisen den Namen des Herrn, unseres Gottes. . . .“

Jedesmal, wenn ich wieder zum Militärdienst einrücke, wird mir aufs neue klar bewußt, in was für tragischen Widersprüchen sich unser Leben bewegt, und wie unser Leben gerade in entscheidenden Punkten immer wieder darin besteht, in allerlei Gewissenskonflikte hinein zu geraten, für die es keine endgültigen Lösungen gibt, sondern nur vorläufige und daher unbefriedigende Kompromisse. Auf der einen Seite stehen wir alle in einem Beruf, dessen gedeihliche Ausübung nur möglich ist auf der Voraussetzung des Friedens; auf der anderen Seite stehen wir nun im Militärdienst, der doch den Krieg oder drohende Kriege zur Voraussetzung hat. Auf der einen Seite habe ich als christlicher Pfarrer die Verpflichtung — und nicht etwa nur von Amts wegen ist sie mir aufgetragen, sondern es ist eine von meinem eigenen Gewissen und meiner eigenen Ueberzeugung mir aufgetragene Verpflichtung — das Evangelium zu predigen, und das heißt doch Nächstenliebe und Frieden zu verkündigen; und auf der anderen Seite bin ich als Glied meines Volkes und als Bürger unseres Staates zum Militärdienst verpflichtet, sei es nun als Feldprediger, sei es durch die Bezahlung der Militärsteuer; aber alles Militärwesen — darüber sind wir uns doch ganz klar — ist ein augenfälliger Beweis, daß wir vom Himmelreich der Liebe und des Friedens, daß wir vom Reich Gottes auf Erden noch himmelweit entfernt sind. Denn das wissen wir doch ganz genau: wenn wir auch keine Räuber- und Mordbrennerabsichten haben, so käme es doch dann, wenn es mit dem Militärdienst wirklich einmal Ernst gälte — nicht nur einen fröhlichen Feriensport, sondern Erfüllung folgenschwerer Verantwortung — darauf hinaus, unsere Waffen gegen irgendwelche Menschenbrüder richten zu müssen und unsere Hände und Gewissen zu beflecken mit ihrem Blut. Und ich kann mir nicht denken, daß nur ein einziger unter uns ist, der noch gar nie diesen Widerspruch in sich empfunden hätte, der darin liegt, daß wir es auf der einen Seite als Gottes Gebot oder meinetwegen auch nur als ein menschliches Gefühl kennen: „Du sollst nicht töten!“ und auf der anderen Seite uns immer wieder im Waffen-Handwerk üben, im geeigneten Fall möglichst ausgiebig töten zu können. Und wenn ich als Pfarrer nicht zu einem Verräter am Evangelium werden soll und zu einer Verfälschung des Gewissens die Hand bieten, so darf ich selbstverständlich als Feldprediger nicht etwa diesen Gewissenskonflikt tot-

schweigen, der in Euch allen so gut wie in mir selber sein soll, als heilsame Beunruhigung. Aber nun sind wir in der peinlichen Zwangslage zwischen Ideal und Wirklichkeit, in der Zange und Klemme zwischen immer noch grausig kriegsbereiten Großmächten, und sehen vorläufig keine Möglichkeit, auf unsere Wehrfähigkeit zu verzichten, wenn wir uns nicht einfach den Machtgelüsten der Großen ausliefern und unsere Selbständigkeit und Unabhängigkeit aufgeben wollen; und so sehe ich selber ja wohl ein, daß wir zur Zeit ohne das notwendige Uebel des Waffendienstes nicht auskommen.

Und so tue ich meinen Militärdienst, und ich weiß mich mit vielen Gleichgesinnten unter Euch einig — durchaus nicht in der Meinung, daß das ein menschlicher, sogar christlicher Idealzustand sei, allezeit gerüstet und bereit zu sein, einen sogenannten „Feind“ totzuschlagen — sondern wir tun unseren Dienst in der uns oft bedrückenden Einsicht, daß wir mit beiden Füßen in einer von Ungerechtigkeit, Sünde und Gewalt noch unerlösten Welt drin stehen, an deren großen Schuld wir ehrlich mittragen, in der Bereitschaft, auch mit dem eigenen Leben dafür zu büßen; aber indem wir, wenn es sein müßte, bereit sind, auch unser Leben in die Schanze zu schlagen, liegt zugleich unser Zeichen größter Dankbarkeit für das wunderbare Land, das uns von Gott gegeben ist, und für das unsere Väter ihr Leben und Blut hergegeben haben. So werden wir die Waffen tragen müssen, bis zu dem Tag, da über alle Völker *einmütig* der Wille und Entschluß kommt, alle Kriegsrüstungen völlig aufzugeben und die Streitaxt für immer zu begraben, alle ruhmsüchtigen, großwahnigen Eroberungsgelüste aufzugeben und auch nicht leichtfertig zu spielen mit blutrünstigen, unverantwortlichen Revolutionsgedanken. Aber auch unter den Waffen wollen wir die Hoffnung bewahren, daß nach Gottes Verheißung einmal eine Zeit kommen muß, „da die Schwerter zu Pflugscharen und die Speere zu Sicheln werden, und da kein Volk mehr das Schwert wider das andere erhebt, und wo sie hinfert nicht mehr Krieg führen lernen.“

Ich freue mich, daß uns diese Verheißung gegeben ist, und gerade diese Verheißung ist es, die uns den Gewissenskonflikt tragen hilft, bis die Zeit erfüllt ist, da Gott seinen Völkern den endgültigen Frieden als ein Geschenk seiner Gnade geben kann. Ich freue mich jeder ehrlichen Menschenbestrebung, auf Erden den Frieden zu schaffen, komme eine Bestrebung, woher sie wolle; aber ich glaube, daß das letzte Wort zum Frieden nicht bei den Menschen steht, sondern bei Gott: „Siehe *ich* gebe ihm meinen Frieden, spricht der Herr.“ Gott ist der Herr über unser *Leben* und schickt uns dennoch den *Tod*; Gott ist der Herr des Friedens und hat doch die Macht, den Frieden zu nehmen von der Erde, wenn es dieses oder jenes Volk um seiner Gottlosigkeit willen wieder einmal nötig

hat, mit der Zuchtrute eines Krieges geschlagen zu werden. Wir wollen froh und dankbar sein, wenn wir diese Zuchtrute nicht nötig haben. Denn damit sind wir doch alle einverstanden, daß jedenfalls ein Krieg kein Idealzustand ist, und wir sind sicher damit einig:

„Da wo der *Friede* lacht nach der empörten Schlacht
Drangvollem Spiel,
„O, da viel schöner, traun, Heimat Dein Glück zu baun,
Winkt uns das *Ziel*.“

Winkt uns das *Ziel*, das Ziel, von dem wir noch nicht wissen, wann wir es erreichen werden, das uns aber auch als Ziel vorschwebt, wenn wir von ihm noch weit entfernt sind. Jedenfalls müssen wir's uns immer wieder sagen lassen: Wenn unsere Feldgottesdienste nicht nur ein frommscheinendes Schauspiel sein sollen, sondern wenn eine ernste und ehrliche Absicht dahinter steht, so muß es die sein, daß wir auch unser Tun im Wehrkleid, auch unseren Waffendienst für das Vaterland unter den Ernst und unter das Gericht Gottes stellen. „Im Namen Gottes wollen wir die Fahne erheben“, sagt unser Textwort. Im Namen Gottes. Wir können uns jetzt nicht in eine große Erörterung darüber einlassen, was Gott ist; wir haben wohl darüber sehr verschiedene Ideen und Ansichten; aber jedenfalls das, worin je einzelnen Menschen und in der Geschichte der Menschheit die höchsten Ideale aufgeleuchtet sind: Gerechtigkeit, Brüderlichkeit, Wahrheit, Frieden, da ist etwas Wesentliches, da ist das Wesentliche von Gott. Wenn wir „im Namen Gottes“ unsere Fahne erheben wollen, so müssen wir sie erheben im Namen der Gerechtigkeit, der Brüderlichkeit, der Wahrheit und für den Frieden. Nicht vergebens soll in unserer Fahne das höchste Symbol und Zeichen stehen, das wir kennen: *Das Kreuz*. Das Kreuz ist, das wollen wir nie vergessen, das Zeichen Christi. Wir würden dieses Kreuz mit Unrecht und in Unehren in unserer Fahne tragen, wenn wir es nicht immer wieder bedenken wollten: Das letzte Ziel, das letzte und höchste Ideal, das wir erhoffen und erstreben, für das wir unsere Arbeit und unser Leben einsetzen müssen, ist dies, daß nicht nur in den Grenzen unseres eigenen Landes, sondern weit über alle Grenzen und Schranken der Nationen hinaus Gerechtigkeit, Wahrheit, Brüderlichkeit, Friede und Eintracht werde.

Das Kreuz, das Zeichen des Christentums, weist weit hinaus über die Unvollkommenheit der Welt nach dem, was erst noch werden soll. Das Kreuz erinnert uns freilich auch daran, daß der, der daran gestorben ist, einmal gesagt hat: „Niemand hat größere Liebe, als wer sein Leben läßt für seine Freunde.“ Und das ist ja gerade das Große am Militärdienst, daß es unter Umständen für uns Männer gilt, das eigene Leben herzugeben für unsere Brüder und unsere Heimat. Wo das Kreuz steht über unseren Häuptern,

das weiße Kreuz im roten Feld, da muß man wissen, daß man auch zu dieser letzten Bereitschaft, zu diesem letzten Opfer gerüstet sein muß: sein Leben dahin zu geben für seine Freunde. Das Kreuz, weil es das Zeichen Christi ist, ist nicht ein Zeichen des Krieges, sondern des Friedens, es ist das Zeichen, darinnen nicht nur wir den Sieg behalten möchten, sondern das den Sieg behält über uns, da in uns allen überwunden werden Neid und Haß, Zwietracht, Unrecht, Mißtrauen, Lug und Trug, überwunden werden durch die Gerechtigkeit, durch die Wahrheit, durch die Liebe, durch den Frieden.

Im Namen Gottes wollen wir die Fahne erheben, und weil wir es nicht zu schaffen vermögen, daß in der weiten Völkerwelt draußen, jenseits unserer Grenzen, der Friede der Völker werde, so soll wenigstens in unserem eigenen Lande Gerechtigkeit, Wahrheit, Brüderlichkeit und Friede sein. Dann steht mit Recht dies hehre Zeichen über uns. Wenn aber nicht:

„Der die Sterne lenket am Himmelszelt,
es ist, der unsre Fahne hält,“ —

wenn nicht Gott selbst nicht nur unsere Fahne, sondern unser ganzes Land in seiner Hand und Macht hält, dann wären wir ja sowieso verloren. Der Bundesrat, in seiner Botschaft zur neuen Truppenordnung, hat es ja ausdrücklich offen erklärt, daß wir niemals in der Weise unsere Militärrüstungen erweitern und ausbauen können, wie es nach dem heutigen Stand der Kriegsrüstungen der Großmächte eigentlich sein müßte; was wir können, ist, daß wir in der möglichst sorgfältigen Ausbildung des einzelnen Mannes zur persönlich treuesten Pflichterfüllung unser Möglichstes tun und das übrige — ja eben das große Uebrige — dem Herrgott überlassen. Gleich wie wir im Weltkrieg verloren gewesen wären, wenn wir z. B. gegen die Riesenübermacht Deutschlands oder Frankreichs allein auf unsere paar 100,000 Mann angewiesen gewesen wären, so wären wir auch in Zukunft von vorneherein verloren, wenn nicht der allmächtige Gott, der schließlich die Geschichte der Völker in seiner Gewalt hat, seine Hand über uns hält und uns behütet; gleich wie er mit seiner Macht und Gnade uns sicher durch den letzten Völkerbrand gebracht hat. Darum: „Wenn nicht Gott selber unsere Fahne hält, sind wir verloren.“ Und weil wir wirklich nichts anderes können, als uns dem Machtschutz Gottes anzuempfehlen, darum möchte ich in unsere Sprache übersetzen, was der Psalmsänger auf seine Weise gesagt hat: „Möge die einen sich verlassen auf Rosse und die anderen auf Wagen; wir aber wollen preisen den Namen des Herrn, unseres Gottes“: mögen die einen sich verlassen auf ihre Flugzeuggeschwader und ihre Tanks, die anderen auf ihr Gift und Gas; wir aber wollen uns verlassen auf die Macht des Herrn, unseres Gottes. Daß er so, wie er mit unseren Vätern

war, im Laufe der Geschichte, daß er so, wie er durch eigene Irrtümer und durch fremde Bedrohungen uns bisher geleitet hat, auch weiter uns leiten möge durch die Gnade seiner Vorsehung.

Das heißt nun freilich nicht, daß wir die Hände in den Schoß legen sollen und nichts mehr tun für Frieden und Freiheit des Vaterlandes. So wie Leben, Gesundheit, Kraft und Geist Gnadengaben Gottes sind, und wir dennoch das unsere tun müssen, um sie zu pflegen und zu erhalten, damit wir sie nicht leichtsinnig verderben und ruinieren in einem lasterhaften Leben, so ist auch die Heimat ein Gnadengeschenk Gottes, zu dessen Erhaltung wir alles tun müssen, was wir können, zuletzt, wenn es sein muß, mit dem Opfer unseres Lebens. Es weiß der Landmann sehr wohl, daß er es nicht machen und schaffen kann, daß aus dem Samen, den er austreut, das Korn wächst, sondern daß es die Kräfte der von Gott geschaffenen Natur sind, die da das Wesentliche tun müssen im Samenkorn selber, im Ackerland, in Sonne und Regen; ohne das ist alle Landwirtschaft vergebens; und trotzdem muß der Bauer selber im Schweiß seines Angesichts sein Land bestellen. Und so wissen auch wir, daß Heimat, Freiheit, Vaterland, Frieden im tiefsten Grunde nicht in unserer Macht liegen, sondern in Gottes Macht und Wille. Und dennoch müssen wir mit Einsetzung unserer Persönlichkeit, mit allen Opfern, die da unter Umständen erforderlich sind, uns einsetzen, das zu erhalten, was uns von Gott gegeben und von den Vätern überliefert worden.

Darum wollen wir im Vertrauen auf Gott unsere Fahne erheben. Darum mögen sich die anderen verlassen auf ihre Rosse und Wagen; wir aber preisen den Herrn, unseren Gott. Und so ist das der Sinn unseres Feld-Gottesdienstes, daß wir bekennen:

„Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.“

Riflessi della potenza militare svizzera in alcuni scritti di N. Machiavelli.

Conferenza tenuta al *Circolo degli Ufficiali di Lugano*, dal capitano
A. Weissenbach, Lugano.

Niccolò Machiavelli, il più grande scrittore italiano di cose storiche e politiche nacque il 3 Maggio 1469 in Firenze.

La storia stava allora scrivendo sulle pagine dell'eterno volume, le ultime righe di un lungo e avventuroso capitolo.

Dieci secoli erano trascorsi da quando la spada barbarica di Odoacre aveva prostrato per sempre le moribonde aquile romane.

Dieci secoli durante i quali l'Europa, dopo aver conosciuto le tenebre della barbarie aveva visto sorgere il feudalismo e le leggiadri istituzioni della cavalleria, prosperare città repubblicane e ritemprarsi